

Im fünften Stock der Gerastat GmbH saß Martin Schuster in seinem Büro. Die Arbeit war getan, das Projekt abgeschlossen. Sein persönlicher Berater war mit ihm zufrieden. Aber statt wie gewöhnlich das Büro zu verlassen und sich auf den Weg zu Frau und Kindern zu machen, hatte er nur den Rechner heruntergefahren, das Licht gelöscht und sich wieder an seinen Schreibtisch gesetzt. Mit gefalteten Händen saß er nun seit einer halben Stunde in seinem ergonomisch geformten Arbeitssessel und blickte hinunter auf den Platz vor dem Schloss, dem Sitz der Landesregierung, wo im strömenden Regen Soldaten den Wachwechsel vollzogen. Ansonsten war der Platz leer.

Er verstand noch immer nicht, was eigentlich falsch gelaufen war. Aber wie es weiter ging, das sah er klar und deutlich Punkt für Punkt vor sich.

Und wenn sie sich irrten? Seit dem Gespräch mit seinem Chef vor zwei Stunden versuchte Martin sich darüber klar zu werden, was das für ihn bedeutete. Er hoffte, dass alles nur ein Irrtum sei. Er musste diesen verrückten Automatismus irgendwie aufhalten, der ihn und seine ganze Familie bedrohte.

Über dem Schloss der Landesregierung senkte sich der weiße Lichtkegel eines Hubschraubers. Der Wind der Rotoren peitschte die kahlen Bäume, dann verschwand der zivile Verkehrshubschrauber hinter dem hell erleuchteten Schloss. Kurze Zeit später schob sich eine schwarze Limousine aus der Schlosseinfahrt heraus. Ihre Scheinwerfer tasteten sich

zitternd über den vom Regen glänzenden schwarzen Boden, als zögen sie den schweren Wagen hinter sich her.

Nicht weit vom Schlossplatz entfernt saß Martin Schusters persönlicher Berater Peter Eggert in einem Restaurant in der Altstadt an einem Fensterplatz mit Blick auf den historischen Markt. Vor dem Fenster zog eine junge Frau allein im bunten Licht der überdachten Eisbahn ihre Kreise.

Peter Eggert wartete in dem fast leeren Restaurant auf das Essen. Er faltete die Stoffserviette auseinander, legte sie auf seinen Schoß und betrachtete, ungerührt der Restaurantgepflogenheiten, die ihm wie jedem anderen Gast geboten, sein Telefon auszuschalten, das hell erleuchtete Display. Dort leuchtete das GPS-Signal von Martin Schusters Telefon, das anzeigte, dass er noch immer im Büro weilte.

Der Berater legte die Stoffserviette neben das Messer des ersten Ganges auf die gestärkte, weiße Tischdecke. Danach wandte er sich wieder seinem Telefon zu.

Vielleicht belasteten ihn die Informationen des Verfassungsschutzes doch mehr als sie alle erwartet hatten, überlegte der Berater. Er zweifelte nicht an Martin Schusters Kooperationswillen und war überzeugt, dass dieser auch die aktuelle Lektion lernen würde.

Aber darum wollte er sich morgen kümmern. Er schaltete das Telefon aus und betrachtete wieder die einsame Schlittschuhläuferin; er hatte nicht die geringste Lust, sich von einem seiner Klienten den Abend oder auch nur das Essen verderben zu lassen.

In der Zwischenzeit kam Martin in seinem Büro zu dem Schluss, dass das Gespräch mit seinem Chef noch lange nicht bedeutete, dass alles vorbei war. Er musste nach vorn bli-

cken, es war noch nichts passiert. Er würde das mit Bärbel besprechen, mit Sicherheit war sie unschuldig. Bestimmt war alles nur ein Missverständnis. Es musste ein Missverständnis sein.

Das war also das Gespenst, vor dem sie sich fürchteten, dachte er: ein Pfarrer und seine ehrenamtlichen Helfer. Er sah erneut auf seine Armbanduhr: neunzehn Uhr fünfundzwanzig.

Er stand auf. Kurz hatte er überlegt, ob er seinen Berater anrufen sollte, aber den Gedanken sofort wieder verworfen. Der konnte ihm bei dem, was ihn zu Hause erwartete, auch nicht helfen, da musste er allein durch. Er allein musste mit Bärbel reden, auch wenn er immer noch nicht wusste, wie er beginnen sollte. Gleichzeitig hoffte er, dass es half. Es war doch wichtig, dass sie sich vertrauen konnten.

Ohne Eile knöpfte er das schwarze Anzugsakko zu, zog seinen schwarzen Wollmantel über, nahm Aktentasche, Hut und Handschuhe und verließ das Büro. Die dicken Teppiche im Flur dämpften seine Schritte. In der Teeküche am Ende des Flurs leerte der Reinigungsmann bereits die Mülleimer.

Im Aufzug warb eine digitale Mietanzeigetafel für »Julia's Sandwichservice«: »Sie wissen ja, Julia loves your BMI.« Für den nächsten Tag waren Thunfisch-Sandwiches im Angebot, natürlich wie immer exakt abgestimmt auf den täglichen Energiebedarf.

Lautlos fuhr der Aufzug hinab. Martin sagte sich, dass er doch eigentlich ganz zuversichtlich sein könne. Er war sechsundvierzig, seit drei Jahren hatte er einen persönlichen Berater, das war ein klares Zeichen der Wertschätzung seitens seines Arbeitgebers. Er kam voran, er war seit fünf Jahren Leiter einer Arbeitsgruppe. Er mochte seinen Job, er war immer noch ein guter Statistiker. Seit fünfzehn Jahren arbeitete er hier,

direkt nach der Promotion hatte er angefangen. Er war unbeschadet durch alle Umfirmierungen der einstigen Bundesbehörde gekommen und für unzählige Projekte zuständig gewesen. Das Geld stimmte immer noch. Die Projekte hatten sich kaum verändert und seine Leute machten ihre Arbeit gut. Seine Arbeitsgruppe erfüllte die vorgegebenen Aufträge und übte keine Kritik. Auch bei dem letzten Projekt nicht. Morgen früh würde dem Sozialausschuss des Bundestages das Papier mit den neu berechneten Versorgungssätzen für dauerzwangsverwaltete Leistungsempfänger vorliegen. Um sechzehn Uhr dreißig waren sie fertig, wie immer pünktlich. Niemand hatte das dürftige Zahlenmaterial in Frage gestellt.

Der Aufzug erreichte die Tiefgarage im dritten Untergeschoss, laut hallten seine Schritte durch das verlassene Parkdeck.

»Sie haben eine attraktive Frau«, hatte sein Chef gesagt, als er am Cateringwagen des Konferenzraumes zwei Gläser mit Mineralwasser füllte. Es ärgerte ihn immer noch, dass sein Chef das Gespräch auf diesem Niveau begonnen hatte.

Er legte die Aktentasche auf den Beifahrersitz des Dienstwagens und ließ den Motor an. Sein Fahrassistenzsystem verband sich automatisch mit der Verkehrsleitzentrale. Leise rollte der Wagen zur Ausfahrt. An der Schranke wünschten ihm die Securion-Wachmänner noch einen schönen Abend, dann fädelt er sich in den Verkehr ein. Von den ergrauten Schneehaufen, die am Morgen neben der Ausfahrt gelegen hatten, waren nur noch schwarze Dreckreste übrig.

Er hatte nach dem Projektabschluss ein ganz normales Clearinggespräch erwartet und dann kam ihm sein Chef mit Bärbels Ehrenamt. Seit Jahren arbeitete sie nun schon bei der kirchlichen Armenspeisung, dachte Martin. Seitdem der Pfarrer sie gegründet hatte, war Bärbel dabei. Nie hatte es Proble-

me gegeben und nun sollte sie auf einmal mit Gefährdern zusammenarbeiten.

»Der Verfassungsschutz kommt in seinem mir vorliegenden Bericht zu dem Schluss, dass Ihre Frau als tendenziell desintegriert betrachtet werden muss«, hatte sein Chef gesagt und ihm Fotos und Gesprächsmitschriften gezeigt.

Martin kannte diese Leute nicht, außer Bärbel und Pfarrer Ehrmann kannte er niemanden. »Ich bin mir sicher, dass meine Frau von den Absichten dieser Personen nichts weiß, sie ist nicht politisch«, antwortete er.

»Sind Sie sich da sicher, Herr Schuster?«

Er nickte.

»Im Übrigen«, fuhr sein Chef fort, »was weiß Ihre Frau über Ihre Arbeit?«

»Nicht mehr als das, was in meinem Arbeitsvertrag steht.«

»Reden Sie zu Hause nie über Ihre Arbeit?« Der Chef sah ihn freundlich über den breiten Konferenztisch hinweg an.

Ohne sich irritieren zu lassen, erwiderte Martin ruhig: »Entschuldigen Sie, aber ich schätze es sehr, dass Sie sich in der Regel mir gegenüber klar auszudrücken pflegen. Worauf wollen Sie hinaus? Wir haben zwei Kinder, da gibt es wirklich Wichtigeres in meiner knappen Freizeit zu besprechen als meine Arbeit, meinen Sie nicht?«

Sein Chef schmunzelte. »Nun, Herr Schuster, ich will Ihnen nichts unterstellen. Ich schätze Sie als Mitarbeiter, das wissen Sie. Allerdings, und das wissen Sie auch, dürfen wir uns keine Fehler erlauben. Ein Datenleck wäre unverzeihlich. Wobei ich sagen muss, aber das bleibt unter uns, ich finde auch, dass der Verfassungsschutz manchmal durchaus etwas vorschnell agiert. Trotzdem müssen wir Sie erst einmal kaltstellen.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Nehmen Sie sich ein paar Tage frei, bis Sie das mit Ihrer Frau geklärt haben.«

Im Schrittempo schob sich der Wagen in einer endlosen Kette aus roten Rücklichtern von Ampel zu Ampel. »Reden Sie mit Ihrer Frau«, hatte sein Chef gesagt. Etwa über Gefährder bei der Armenspeisung der Kirche? Was für ein Irrsinn, dachte Martin. Entweder verlor er seinen Job, weil sie sich sicher waren, dass sich in seinem Kontaktkreis irgendwelche Gefährder aufhielten, oder weil er das Schweigegebot brach. Da könnten sie ihm auch gleich ein Berufsverbot erteilen! Er konnte sich keine Statistik vorstellen, die nicht von irgendeinem öffentlichen Interessenträger in Auftrag gegeben werden würde. Selbst der durchschnittliche Kaubonbonverzehr von Dreijährigen war für die doch von öffentlichem Interesse!

Langsam schoben sich die Autos die vierspurige Straße entlang, bis schließlich der Lindwurm aus roten Rücklichtern an der Ampel vor der Arbeitsagentur zum Stehen kam. Auch an diesem Abend standen dort fünf ältere Frauen mit ihren Protesttransparenten vor dem Eingang. Seit einem halben Jahr standen sie Tag für Tag neben den schwarz uniformierten Securion-Wachmännern, meist direkt an der Straße, damit man ihre Fotos und Transparente besser sehen konnte. An diesem Abend hatten sie es jedoch vorgezogen, sich wie die Wachmänner unter die Eingangüberdachung zurückzuziehen. Dort waren sie wenigstens etwas vor dem Regen und den Spritzwasserfontänen der vorbeifahrenden Fahrzeuge geschützt.

Die Frauen trugen dicke, unförmige Daunenmäntel, deren Kragen ordentlich umgeschlagen waren. Entsprechend dem öffentlichen Vermummungsverbot ragten ihre Köpfe unbedeckt aus den dicken Daunenwülsten hervor. Sie sahen

wie kleine Vögel aus, die sich kahl und hungrig aus dem Nest reckten. Die Frauen bewegten sich nicht, sie sagten nichts, vier von ihnen hielten nur mit wollenen Handschuhpranken großformatige Bilder ihrer verstorbenen Männer fest. Wie eine Schürze umspannte sie das breite Transparent, auf dem sie die Namen derer auflisteten, die bereits bundesweit in Folge der verschärften Sozialgesetze verstorben waren. Jede Woche kamen neue Namen hinzu, jede Woche wuchs das Tuch ein Stück weiter und jede Woche erhöhte sich die Gesamtzahl auf einem Schild, das von der fünften Frau gehalten wurde. Elftausend Tote listete das mittlerweile drei Meter breite Tuch auf.

Martin war immer wieder beeindruckt über die Zahlen der Witwen, kamen sie doch den unveröffentlichten tatsächlichen Zahlen erstaunlich nahe. Während er in seinem Wagen auf das Umschalten der Ampel wartete, hetzten auf dem breiten Gehweg nur wenige Passanten an den protestierenden Frauen vorbei. Die meisten waren uniformierte Boten eines 24-Stunden-Zustelldienstes.

Ungeduldig starrte Martin auf die rote Ampel zwei Wagen weiter vorn.

»Reden Sie mit Ihrer Frau«, hatte sein Chef gesagt. Und: »Es kann gut sein, dass sie sich gar nicht bewusst ist, welche Leute sie da unterstützt. Unsere Auftraggeber haben nichts gegen das ehrenamtliche Engagement ihrer Bürger, ganz im Gegenteil. Schicken Sie Ihre Frau zum Familienbündnis! Herr Schuster, reden Sie mit Ihrer Frau! Bringen Sie das wieder in Ordnung!«

Endlich schaltete die Ampel um auf Grün, aber immer noch blendeten Martin die Bremslichter seines Vordermanns, während neben ihm sich bereits langsam eine schwarze Limousine vorbeisob. Genervt schlug Martin auf das Lenk-

rad, hupte und brüllte: »Mann! Wie lange muss für dich denn noch Grün sein!«

Nach einer Fahrtzeit von dreißig Minuten erreichte Martin sein Haus, das sich in einem sicheren, grünen Stadtteil befand. Die Vermittlung des Hauses in diesem Viertel war die erste Handlung seines ihm von der Firma zur Seite gestellten Beraters gewesen.

Nachdem er den Wagen geparkt und den Motor abgestellt hatte, meldete sich sein automatisches Fahrassistentensystem wieder ab. Er blieb noch in seinem Wagen sitzen und sah zu, wie vor ihm der Regen über die Windschutzscheibe floss.

Er verstand das alles nicht. Er hatte doch die Überwachung durch den Verfassungsschutz von Anfang an in Kauf genommen. Er hatte geglaubt, zu wissen, worauf er sich einließ. Dass sich sein Arbeitgeber absichern wollte, war für ihn nie eine Frage gewesen. Aber wieso, fragte er sich nun, war es dann überhaupt so weit gekommen? Wenn sie ihn nicht doch nur loswerden wollten.

Nachdenklich betrachtete er den modernen Wohnkubus. Ihm gefiel das Haus. Es hatte ihm von Anfang an gefallen. Im ersten Stock gingen in den Kinderzimmern die Lichter aus. Kurz danach sah er die schlanke Silhouette seiner Frau langsam die Treppe hinunterkommen. Gleich würde sie in der Küche alles für ihr gemeinsames Abendessen vorbereiten, dachte er und lächelte.

Plötzlich klopfte es gegen das Autofenster. Martin zuckte erschrocken zusammen, und als er sich umwandte, blickte er in das freundliche, nasse Gesicht eines ihm unbekanntem Securion-Wachmannes. Dieser hatte sein schwarzes Basecap nach hinten geschoben, so dass sein Gesicht zu sehen war. Er war etwa Ende dreißig, kräftig gebaut, sah durchtrainiert aus



und lächelte so vertrauenserweckend wie jeder professionell im Service Tätige.

Martin kannte die Sicherheitsvorschriften und öffnete sein Fenster dementsprechend nur einen schmalen Spalt.

»Entschuldigen Sie, Herr Schuster«, sprach ihn der Wachmann an, »ich möchte mich Ihnen nur kurz vorstellen. Gerlach, Christian Gerlach, ich bin der neue Ansprechpartner von der Securion Privatschutz AG. Ich bin seit heute für Ihr Wohnviertel zuständig. Geht es Ihnen gut, Herr Schuster?«

»Ja, danke«, erwiderte er.

Vor einem Jahr war ein Teil der Polizeiaufgaben, vor allem die »Sicherstellung der öffentlichen Ruhe und Ordnung«, aus den üblichen haushaltspolitischen Gründen auf die Securion AG übertragen worden. Seine Arbeitsgruppe hatte an dem Gutachten mitgearbeitet, das dem Gesetz zugrunde lag. Es wunderte ihn aber immer noch, dass es die Securion für nötig erachtet hat, kurze Zeit später ein so genanntes Security-Center hier in seinem Viertel einzurichten, in dem mehrere Wachmänner in Zwölf-Stunden-Schichten Dienst taten. Als wenn das Viertel nicht auch so schon sicher genug gewesen wäre. Die Polizei hatte sich jedenfalls seit der Installierung der Kameras vor zwei Jahren nicht mehr blicken lassen.

»Ich dachte nur«, fuhr der Wachmann fort, »weil Sie hier ganz alleine sitzen und nicht reingehen zu Ihrer Frau und Ihren Kindern. Sie haben doch eine sehr attraktive Frau, Herr Schuster!«

Martin nickte und schloss das Fenster. Schon wieder dieser Spruch.

Als er dann ohne jede auffällige Hast unter dem Schutz seines schwarzen Faltregenschirms aus dem Wagen stieg, stellte er irritiert fest, dass der Wachmann bereits wieder verschwunden war. Ohne sich etwas von seiner Verwunderung

anmerken zu lassen, ging er ins Haus und schloss hinter sich sorgfältig die Eingangstür ab. Er hängte Mantel und Sakko in den Garderobenschrank, stellte die Aktentasche neben den Schrank und löschte dann sofort das Licht im Flur.

Aus der Küche drang Geschirrgeklapper. Er war erleichtert, als wäre es ein gutes Zeichen, dass Bärbel tatsächlich wie immer, nachdem die Kinder im Bett waren, in der Küche für ihr gemeinsames Abendbrot den Tisch deckte.

Er ging zu ihr und sie begrüßten sich routiniert zärtlich. Dann sah er nach den Kindern und wünschte ihnen eine gute Nacht. Alles war wie üblich und bestärkte seinen Gedanken, dass das Ganze nur ein Missverständnis war. Als er sich auf seinen Platz am Fenster setzte, war er sich sicher, dass Bärbel keine Probleme machen würde. Er sah ihr liebevoll zu, wie sie zwei Gläser mit Weißwein füllte und dann rasch den Küchentisch fertigdeckte.

Sie hatte Glück gehabt, dachte er. Sie war dreiundvierzig, schlank und hatte immer noch kaum Falten. Eigentlich hatte sie sich in den elf Jahren ihrer Ehe kaum verändert. Vielleicht sollte sie einmal wieder zum Friseur zum Nachfärben gehen. Sie wirkte ein wenig aufgewühlt, aber nach ihrem Tag bei der Armenspeisung war das für sie normal. Er kannte doch seine Frau.

Bärbel aß an diesem Abend nur wenig; unwillig pickte sie ab und an mit der Gabel ein Blatt Feldsalat mit Himbeerdressing von ihrem Teller auf, während sie empört von den Problemen in der Armenspeisung erzählte. Seit einem halben Jahr kämen immer mehr bedürftige Menschen, ohne dass sie über mehr Spenden verfügten, erzählte sie ihm. Diesen Ansturm hätten sie vor allem den neuen »Sozial-und-Gerechtig-Gesetzen« zu verdanken. Der neuen Regierung hätte es damit doch gar nicht schnell genug gehen können.

»Und dann dieses ganze Geschwätz in den Medien über sinkende Arbeitslosenzahlen und bahnbrechende Erfolge im Kampf gegen die Armut!«, schimpfte sie. »Das führt alles nur dazu, dass es für uns immer schwieriger wird, genügend Unterstützung zu bekommen. Erst heute Morgen hat mir der Leiter eines Supermarktes am Telefon gesagt, er würde nichts mehr spenden, weil wir doch nur die Menschen von der notwendigen Eigeninitiative abhielten. So würden sie nie lernen, Verantwortung zu übernehmen. Ihm schenke auch niemand etwas.«

Martin goss sich Wein nach. Er wusste, er musste Bärbel reden lassen. Wenn er jetzt irgendetwas sagte, würde sie ihm doch nicht zuhören.

Sie stocherte in ihrem Salat herum. »Eigenverantwortung!«, schnaubte sie verächtlich. »Was für ein Zauberwort! Als wenn das die Lösung für alles wäre!«

Wütend zerbröselte sie zwei Scheiben Stangenweißbrot, während sie davon erzählte, dass sich Pfarrer Ehrmann noch dagegen wehrte, unter den Bedürftigen auszuwählen, aber es war nur eine Frage der Zeit. Es war für sie alle eine Horrorgeschichte, Menschen ohne Hilfe wegschicken zu müssen, nur weil es anderen noch schlechter ging. Wie sollten die denn klar kommen? Waren das denn alles keine Menschen mehr, die Hilfe verdient hatten?

»Aber das Schlimmste ist, dass niemand sich für die Kinder interessiert. Wie sollen die denn mit leerem Magen was lernen können?«, fragte sie entrüstet und trank ihren Weißwein aus. »Niemand kann das!« Sie strich sich zornig die schulterlangen Haare aus dem Gesicht. »Und jetzt wollen sie auch noch die Sozialbezüge weiter senken! Ich verstehe nicht, wie der Sozialminister auf so eine Idee kommen kann. Wieso kommt der nicht einmal zu uns oder hört wenigstens den